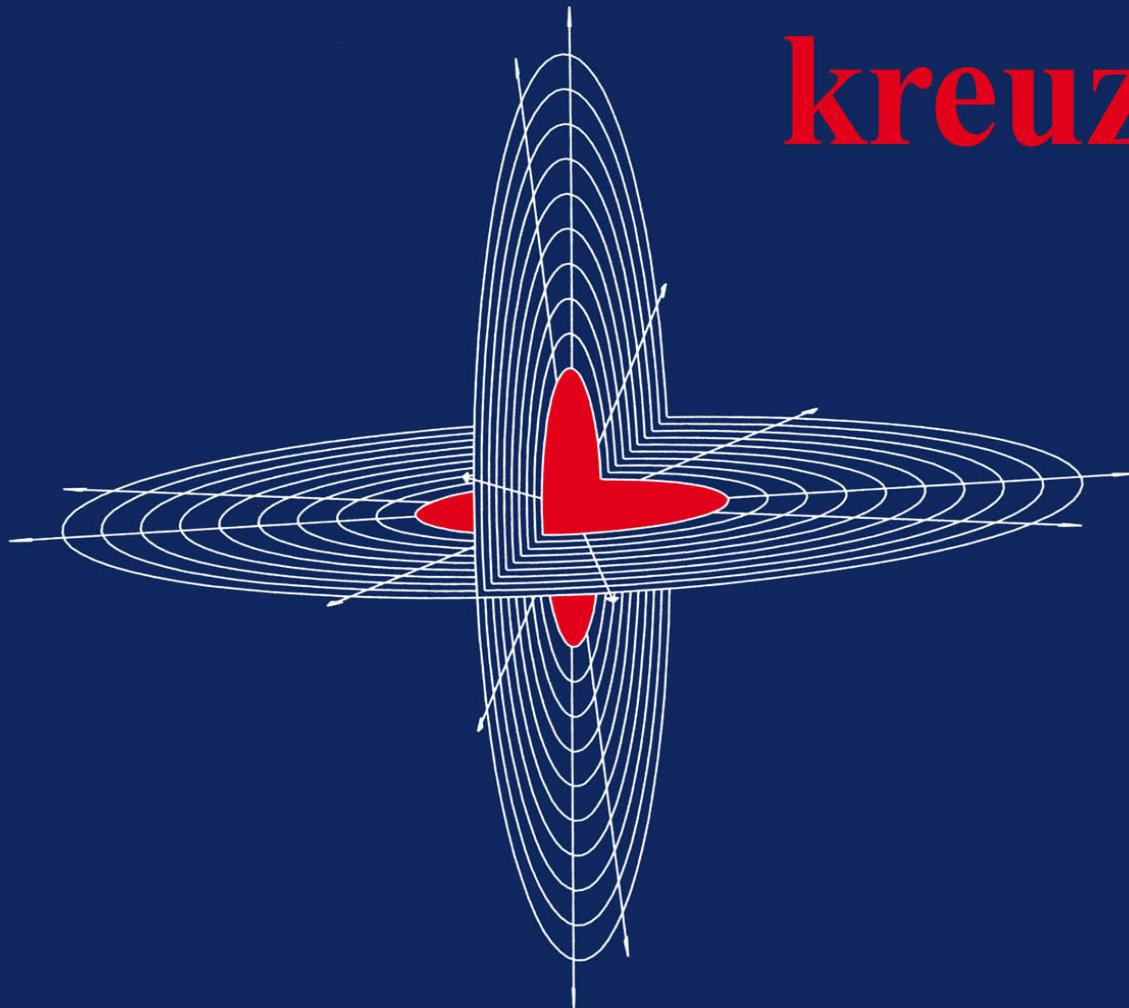


Peter Plichta

Das Primzahl- kreuz



Band I

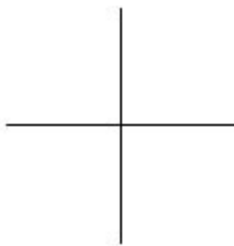
Im Labyrinth des Endlichen

1. – 3. Buch

Quadropol

PETER PLICHTA

DAS

PRIM  ZAHL

KREUZ

I

Quadropol Verlag
Marburg
1991

Alleinige Verantwortung für den Inhalt:

Dr. Peter Plichta

Wissenschaftliche Mitarbeit:

Christina Burckhart, Philologin und Ärztin
Michael Felten, Dr. rer. nat. Dipl. Math.
Johannes Heinrichs, Dr. phil. habil. et Dipl. Theol.

Neufassung 2000
unter Mitwirkung von Bernhard Hidding, cand. phys.

4. Auflage 2022
Alle Rechte vorbehalten.

Copyright © 1991 Dr. Peter Plichta
Quadropol Verlag ist ein Imprint des
Verlages »Die Silberschnur« GmbH
Copyright © 2021 Verlag »Die Silberschnur« GmbH

ISBN 978-3-9802808-0-8
eISBN 978-3-9693394-4-2

Verlag »Die Silberschnur« GmbH · Steinstr. 1 · 56593 Göllesheim
www.silberschnur.de · E-Mail: info@silberschnur.de

Band I

Im Labyrinth des Endlichen

Die berühmteste Erzählung des Abendlandes, das Grundmodell aller Geschichten von menschlichem Streit, jenes Epos, das, seit es eine schriftliche Überlieferung gibt und noch bevor es sie gab, zum Besitz aller Völker und Epochen gehört, enthält auch, ob mit oder ohne historische Grundlage, die Sage vom hölzernen Pferd.

Die Torheit der Regierenden
Barbara Tuchmann

INHALT DES ERSTEN BANDES

Erstes Buch: Werden und Warten

- 1 Die Prophezeiung
- 2 Der Chemiebaukasten
- 3 Der Zauberlehrling
- 4 Weltraumgedanken
- 5 Monopoly
- 6 Laborplatz Nr. 4
- 7 Bitterer Schnaps
- 8 Der Henkel-Geist
- 9 Kampf auf Leben und Tod
- 10 Kalter Blitz und Donnerglück
- 11 Die Stimme

Zweites Buch: Odyssee

- 12 Chemikerspiegel
- 13 Juristenspiegel
- 14 Nobelpreis unterm Arm
- 15 Marionetten des Schicksals
- 16 Hamlets Affen

- 17 Malaria und Chinabaum
- 18 Asymmetrische Zwillinge
- 19 Hilfe der Mächtigen
- 20 Ärztespiegel
- 21 Geld oder Erkenntnis?
- 22 Allgemeiner Wahnsinn
- 23 Der fliegende Teppich
- 24 Die Botschaft des Fürsten

Drittes Buch: Bogenspannen

- 25 Alibis
- 26 Die Farbe des Blutes
- 27 Akten im Keller
- 28 Die hohe Kunst des Verbrechenens
- 29 Der Geheimbund
- 30 In der Drachenhöhle
- 31 Granaten
- 32 Das Rätsel der 19
- 33 Verheißung der Meister
- 34 Die Quadratur der Kreise

Erstes Buch

**1939 - 1970
Werden und Warten**

Kapitel 1

Die Prophezeiung

Meine Eltern sind beide in Remscheid geboren und aufgewachsen. Hier haben sie sich auch kennengelernt. So lag es nahe, daß sie in dieser Stadt auch die Geburt ihrer Kinder erleben wollten. Daß es Zwillinge werden würden, stand schon bald fest. Der ungewöhnliche Leibesumfang der Schwangeren hatte den Arzt nämlich zu einer Röntgenaufnahme veranlaßt. Er trat dann bedeutungsvoll ernsten Blickes in den Untersuchungsraum, er habe eine folgenschwere Mitteilung zu machen - und jagte den Eheleuten damit zunächst einen tödlichen Schrecken ein. Als er jedoch fortfuhr, die Röntgenaufnahme zeige Zwillinge, brach großer Jubel bei den Eltern aus.

So war denn der erste Hinweis, daß es zwei werden würden, einer Röntgenplatte zu entnehmen. Und von meiner Geburtsstadt Remscheid gibt es - abgesehen von ihren beachtlichen Eisen- und Stahlprodukten - herzlich wenig zu berichten, außer der Tatsache, daß hier der erste Nobelpreisträger für Physik, Wilhelm Röntgen, geboren wurde.

Herta und Paul Plichta hatten sich seit vielen Jahren vergeblich ein Kind gewünscht, und die Frau hatte manchen Gynäkologen aufgesucht, bis ein Professor endgültig erklärte:

„Gnädige Frau, Sie werden sich damit abfinden müssen, keine Kinder bekommen zu können.“

Mit diesem definitiven Bescheid war meine Mutter zu Hause weinend zu Bett gegangen. Ob durch die scheinbar endgültige Entscheidung eine Entspannung eingetreten war, oder ob die Tröstungsversuche meines Vaters besonders erfolgreich waren, oder ob da ein kleines Alltagswunder geschehen war: das ließ sich drei Monate später nicht mehr nachvollziehen.

Die Eltern hatten fest mit zwei Mädchen gerechnet und längst deren Namen ausgesucht. Auf zwei Jungen waren sie nicht vorbereitet. Die beiden, die so verschieden werden sollten, lebten die ersten Monate ihres Lebens auf engstem Raum miteinander. Sie haben sich wohl da schon so oft wie möglich getreten. Oder hat der Kräftigere den Schwächeren, Kleineren da schon unterdrückt? Wie bei Zwillingen üblich, wurde der Schwächere jedenfalls bei der Geburt zur Seite geschoben und hat seitdem mit dem Problem fertig zu werden, der Zweitgeborene zu sein. Es sei vorweggenommen, daß er später so überaus selten Fragen stellte, aber eine seiner ersten war die:

„Mama, was würde denn aus mir, wenn der Vater König wäre?“

Die Mutter verlieh ihm so manchen Herzog- und Fürstentitel, nur stand von Anfang an fest, daß er nicht König werden könne.

Hebamme und Entbindungsarzt registrierten lediglich, daß der Erstgeborene blaue Augen hatte und um fünf Minuten nach zehn auf die Welt kam. Fünf Minuten später kam der zweite Junge und hatte braune Augen, wie Vater und Großvater Plichta. Der Name des Zweiten stand damit fest: Paul¹. Eine Verwechslung der Zwillinge war nicht mehr möglich. Doch wie ich zu meinem Namen Peter kam, damit hat es eine merkwürdige Bewandnis.

Nachdem meine Mutter aus der Narkose aufgewacht war, erschienen Chefarzt, Stationsärzte und Schwestern

der Fabriciusklinik am Bett der Wöchnerin und legten der stolzen Frau rechts und links einen Buben in den Arm. Da öffnete sich der Himmel, der regnerisch bedeckt war an diesem 21. Oktober des Jahres 1939, und ein hell gleißender Lichtstrahl wie von einem starken Scheinwerfer drang durch die Wolken und ließ die Köpfchen der Neugeborenen hell erstrahlen. Eine der Ordensschwwestern bekreuzigte sich und rief: „Ein Wunder!“ Schon war's vorbei, und einer der Ärzte prophezeite, aus diesen Jungen werde später etwas ganz Besonderes, eine Ankündigung, die meine abergläubische Mutter und die frommen Schwestern nur zu gerne glaubten und die Nonnen zu dem Vorschlag veranlaßte, mir den Namen Peter zu geben. Und so wurden wir bald darauf auf die Namen der Apostel Peter und Paul getauft.

Diese Geschichte bekam viele Jahre lang jeder Besucher im Hause Plichta erzählt. Erst als etwa zwanzig Jahre vergangen waren, sanken die Erwartungen meiner Mutter. Sie sprach immer seltener davon. Inzwischen spielt sie das Erlebnis herab, das ihr doch einmal so überaus bedeutungsvoll erschien.

Prophezeiungen bei der Geburt von Kindern sind in der Geschichte oft beschrieben worden. So soll der 'Zauberer' Jacqou ein halbes Jahr vor der Geburt von Jean François Champollion vorausgesagt haben, daß dieser Knabe „einst Ruhm ernten solle, der Jahrhunderte überdauern würde“ (C.W. Ceram). Und tatsächlich ist von Champollion überliefert, daß er als Elfjähriger beim Anblick der ägyptischen Hieroglyphen zu dem Mathematiker J.B. Fourier sagte: „Wenn ich groß bin, werde ich diese Schrift entschlüsseln“. Als Dreiundzwanzigjähriger hat er dann ausgerufen: „Je l'ai - ich hab's!“

*

Bis zu meinem zehnten Lebensjahr lebten wir in Solingen-Ohligs, einem kleinen Städtchen zwanzig Kilometer östlich von Düsseldorf. Den Wohnsitz hatte mein Vater mit gutem Gespür für die spätere Kriegslage gewählt. Er hatte mit der Bombardierung der größeren Städte gerechnet, es hingegen für unwahrscheinlich gehalten, daß Ohligs von Fliegerbomben getroffen würde. Gleichwohl hatte er seine Arbeitgeber davon überzeugen können, daß dieses Städtchen als Eisenbahnknotenpunkt der Linien Köln-Wuppertal und Düsseldorf-Remscheid für seine rege Reisetätigkeit günstig läge. Er wurde während des Krieges nicht zum Militär eingezogen, denn er war Abnahmefachmann für Flugzeugstähle. Im Laufe der späteren Kriegsjahre wurde fast jede Nacht Fliegeralarm gegeben, worauf meine Mutter die Zwillinge aus den Betten riß, sie so schnell wie möglich ankleidete, ihnen kleine Rucksäcke umband und mit ihnen durch die dunklen Straßen zum Bunker eilte. Mein Vater blieb zu Hause - und zwar im Bett. Den Bunker hat er nicht ein einziges Mal betreten.

Vater war überzeugter Antifaschist, was ihm oft genug Ärger einbrachte. Doch als er einmal festgenommen wurde, holten ihn seine Vorgesetzten sehr schnell wieder aus dem Gewahrsam. Mutter hingegen war überzeugte Anhängerin des „Führers“, und ich erinnere mich noch sehr deutlich an einen Streit meiner Eltern an dem Tage, als die 6. Deutsche Armee in Stalingrad aufgegeben hatte. Zum ersten Mal hatte ein deutscher General, ein Feldmarschall dazu, Gefangenschaft dem Heldentod vorgezogen. Der Zangenteil im Süden Rußlands war zusammengebrochen, der großdeutsche Rundfunk spielte Trauermusik, und Vater und Mutter stritten sich. Es war die Bemerkung meines Vaters gewesen: „Nun ist der Krieg verloren“, die den Streit ausgelöst hatte.

„Niemals!“ hatte meine Mutter gerufen, „das läßt der Führer nicht zu!“

Mein Vater bezeichnete den Führer und dessen Gefolgsleute als Dummköpfe.

Ich hörte dem Streit aufmerksam zu und überlegte, wer von den Eltern wohl recht habe, denn beide vertraten ihre Ansicht mit Entschiedenheit.

Von nun an riß die Kette der militärischen Niederlagen nicht mehr ab. Als die Amerikaner den Rhein erreichten, wurde Vater zum Volkssturm eingezogen, insgesamt dreimal, aber trotz der dramatischen Abschiedsszenen morgens war er abends jedes Mal wieder da. Heimlich begann er, sich nach einem Versteck umzuschauen, da nach seinen Worten die gesamte Bewaffnung für fünf Männer lediglich aus einer Panzerfaust bestand. Damit stand für Vater fest, daß der Krieg sehr bald zu Ende sein würde. Ich mit meinen fünf Jahren wußte längst, daß eine Panzerfaust eine raketenbetriebene panzerbrechende Waffe ist. Im Kreis meiner Spielkameraden hieß es, sogar fünfzehnjährige Schüler hätten für das Abschießen von Russenpanzern mit der Panzerfaust das Eiserne Kreuz erhalten. Ich bedauerte sehr, zu jung für solche Heldentaten zu sein.

Ein einziges Mal während des Krieges gerieten Paul und ich in unmittelbare Lebensgefahr. Auf dem Weg zum Kindergarten griff uns auf der Rheinstraße ein Tiefflieger mit Bordwaffen an. Doch als die Maschinenwaffen zu feuern begannen, sprangen mein Bruder und ich vom Bürgersteig zur Häuserwand und warfen uns zu Boden, genau wie der Vater es uns erklärt hatte.

Als die Amerikaner den Rhein überquert hatten, wurden alle Hauptstraßen nach Solingen mit Panzersperren abgeriegelt. Hundert Meter von unserem Haus entfernt

stand eine solche Sperre. Die Amerikaner wurden täglich erwartet.

Die Erwachsenen lebten längst nicht mehr in ihren Wohnungen, sondern waren in die Keller gezogen. So konnte ich der Aufsicht meiner Mutter um so besser entweichen und erlebte manches Abenteuer.

Eines Nachmittags trat Herr von Wins, Mitglied der Waffen-SS, zum Kanalgully vor unserem Haus und trennte sich blitzschnell von seinem Offiziersrock, seiner Hose und seinen Schaftstiefeln und – was ich besonders interessant fand – auch von seiner Pistolentasche mitsamt Pistole. Er stieß alles mit den Füßen in den Gullyschacht und zog sich Zivilkleidung an. Da stand ich hinter ihm, schlug die Hacken zusammen und brüllte:

„Heil Hitler, Herr von Wins!“

Der Mann zuckte heftig zusammen, dann erklärte er mit verlegenem Lächeln:

„Das ist nun vorbei, Peter“, und eilte zu seinem Haus zurück. Während ich noch überlegte, wie die schöne Pistole zu retten sei, schoß aus unserem Haus der Hausbesitzer Herr Beckhaus, Mitglied der SA, heraus und begann seinerseits, sich von seiner scheußlich braunen Uniform zu trennen. Wieder schlug ich die Hacken zusammen und brüllte:

„Heil Hitler, Herr Beckhaus!“, ein Gruß, für den ich mit meiner blonden Mähne und den strahlend blauen Augen bisher manche Anerkennung gefunden hatte. Herr Beckhaus erbleichte, fast hätte er die Nerven verloren – und ich hätte die zweite Pistole retten können. Doch er faßte sich, packte seine Zivilkleidung und rannte, nur noch halb bekleidet, ins Haus zurück. Als ich abends meinem Vater diese Erlebnisse erzählte, lachte der so unbändig, wie ich ihn noch nie lachen gehört hatte. Was denn das

Verhalten der Männer zu bedeuten habe, wollte ich wissen. Er sagte nur einen Satz:

„Wir haben verloren.“

*

Eines Morgens gegen zehn Uhr waren die Amerikaner da. Sie standen mit ihren Panzern vor unserer Panzersperre und gaben über Megaphon bekannt, die Häuser würden in Schutt und Asche gelegt, wenn die Sperre nicht in zwei Stunden beseitigt sei. Plötzlich kamen Frauen mit Hacken und Spaten aus den Kellern und begannen, mit ihren bloßen Händen die Pfähle der Panzersperre aus der Erde zu ziehen. Es herrschte ein Gewusel wie am Eingang eines Ameisennestes. Nicht ein Mann ließ sich blicken, denn die Männer fürchteten die Gefangennahme. In weniger als zwei Stunden war die Panzersperre verschwunden. Jetzt hingen in den Fenstern plötzlich weiße Betttücher, überall dort, wo noch am letzten Festtag Hakenkreuzfahnen geweht hatten.

In die Häuser der Rheinstraße, die zum feinen Teil von Ohligs gehörte, zogen amerikanische Offiziere mit ihrem Betreuungspersonal. Den erwachsenen Deutschen war das Verlassen der Keller verboten. Es hieß, jeder, der die Straße beträte, würde erschossen. Mein Bruder und ich schlüpfen aus dem Keller und bestaunten die Maschinenpistolen, die an der Garderobe hingen wie sonst Großvaters Spazierstöcke.

In beiden Wohnzimmern saßen Offiziere und hatten zu unserem Erstaunen die Füße auf den Tischen liegen. Einer fragte mich auf deutsch, ob ich den „Hitlergruß“ vorführen könne. Und wie ich das konnte: den rechten Arm ausstrecken, die Absätze der Schuhe mit jener bekannten Drehbewegung zusammenschlagen und laut „Heil Hitler!“

brüllen. Die Amis konnten vor Begeisterung über diese Vorführung meinem Bruder gar nicht genug Schokolade und Konserven in den Arm drücken. Als meine hungernden Eltern die Nahrungsmittel in Empfang nahmen und meine Mutter hörte, daß der „deutsche Gruß“ uns diese Köstlichkeiten beschert hatte, verlor sie vor Angst die Beherrschung. Mein Vater hingegen strahlte. Während der folgenden Tage erfuhren die Offiziere von uns Kindern, daß unsere im Keller hausenden Eltern voller Angst waren. Ein Dolmetscher fragte mich genauestens aus, warum der Vater nicht im Krieg sei und warum nicht Parteimitglied. Und siehe da: Die Mutter durfte aus dem Keller kommen und kurz darauf bereits für die Herren Offiziere Essen kochen.

Überhaupt waren die Amerikaner die freundlichsten Menschen, die ich bisher kennengelernt hatte, und die Erwachsenen schienen es nicht anders zu empfinden. Als sie dann eines Tages abziehen mußten und von den Lastwagen herab „nach Moskau!“ riefen, standen die Deutschen unten und hatten Tränen in den Augen. Auf die Amerikaner folgten die Briten. Von einem Tag auf den andern wurden wir als die Verlierer des Krieges behandelt. Zu essen gab es überhaupt nichts mehr, Strom und Wasser wurden abgestellt. Um wenigstens etwas Brennholz zu bekommen, half mein Vater, Äste von Straßenbäumen abzusägen.

Auf unserem Balkon stand eines Tages ein Motorrad, das mein Vater irgendwie besorgt und in den ersten Stock hinauf transportiert hatte. Was noch fehlte, war das Benzin. An einem Sonntagmorgen schlichen Vater, Paul und ich zum Festplatz, der vollgestellt war mit deutschen Armeefahrzeugen, Geschützen und Handfeuerwaffen. Um den Platz war Militärpolizei postiert. Der Vater hatte erklärt, in den Tanks der Wagen müßten sich noch große

Mengen Benzin befinden. Wir hatten trainiert, leere Zwanzig-Liter-Benzinkanister unter Lastwagen zu transportieren und Deckel von Benzintanks zu öffnen. Während sich der Vater außerhalb des Festplatzgeländes versteckt hielt, hockten Paul und ich unter den Armeefahrzeugen, saugten über einen Gummischlauch mit dem Mund Benzin an und warteten dann mucksmäuschenstill, während das Benzin von alleine in unseren Kanister lief. Für den Fall, daß die Höhendifferenz nicht ausreichte, hatten wir eine kleine Handpumpe aus lackiertem Messing mitbekommen.

Wir Knirpse schafften es, eine Reihe von Benzinkanistern etwa zur Hälfte zu füllen und sie an den Wachen vorbei vom Festplatz bis zu Vaters Versteck zu schleppen.

Im Laufe des Sonntags verwandelte sich unser Balkon in ein kleines Benzinlager, bis die Mutter erfuhr, unter welchen Umständen das Benzin „organisiert“ worden war. Da erst beendete eine handfeste Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten das nicht ungefährliche Abenteuer. Immerhin, jetzt konnte mein Vater mit dem Motorrad aufs Land fahren, um Nahrungsmittel zu besorgen. In Deutschland hatte die Hamsterzeit begonnen.

In diese Zeit fällt ein Erlebnis, das mich lange beschäftigte. In Remscheid hatte der Großvater, Paul Plichta, einen Schlaganfall erlitten und lag halbseitig gelähmt im Krankenhaus. An einem Vormittag war im Wohnzimmer meiner Großeltern die Pendeluhr stehengeblieben. Ich hatte zugesehen und laut gesagt:

„Die Uhr steht!“

In dem Moment läutete das Telefon. Die Großmutter schlug die Hände vors Gesicht und rief: „Der Paul ist tot!“

Meine Mutter nahm den Telefonhörer von der Gabel und erhielt tatsächlich die Nachricht vom Tod des

Großvaters. Später wurde viel über diesen merkwürdigen Zufall geredet. Nur mein Vater erklärte als wissenschaftlich gebildeter Mann und überzeugter Atheist:

„Alles Unsinn!“



Ich freute mich ungewöhnlich auf meinen ersten Schultag und hatte vor Aufregung in der Nacht zuvor kaum schlafen können. Als es Zeit war, in die Schule zu gehen, begann ich, gewaltig am Arm der Mutter zu zerren, während mein Bruder, der die ganze Zeit still geweint hatte, in ein Geheul wie von Todesangst ausbrach, sich auf die Erde warf und versuchte, Mutter am anderen Arm zurückzuhalten. Die Passanten waren verwundert, wie sich da ein Junge immer wieder auf die Straße fallen ließ, dafür gewaltig verhauen und trotzdem mitgeschleift wurde, während der andere eifrig versuchte, die Mutter voranzuziehen. Auf dem Rückweg hatte sich die Situation umgekehrt. Nun heulte ich, und mein Bruder zog voller Eifer die Mutter heimwärts, denn in der Schule hatten wir erfahren, daß der Unterricht wegen Kohlemangels erst ein halbes Jahr später beginnen würde.

Ich konnte gleich zu Beginn der Schulzeit lesen und schreiben, mein Bruder aber weigerte sich, nur ein einziges Wort lesen und schreiben zu lernen. Er ahnte wohl, daß er sonst unweigerlich erst recht viel lesen und schreiben müsse. Die Schuljahre hindurch zeigten noch so viele und heftige Schläge der Eltern keinen erkennbaren Einfluß auf sein Verhalten.

Allmählich wurde den Eltern immer deutlicher, wie grundsätzlich verschieden wir waren. Ich las, soviel ich konnte, mein Bruder las nie. Ich wurde der Lieblingsschüler unseres Klassenlehrers, des späteren

Schulrektors Hunke, mein Bruder saß in der Klasse und hütete sich, den Mund aufzumachen. Trotz dieser auffallenden Unterschiede waren wir immer gleich gekleidet und pflegten überall, wo wir erschienen, uns nebeneinanderzustellen, geradezustehen und mit herausgestreckter Brust auf die Frage „Wie heißt ihr denn?“ gemeinsam zu antworten:

„Wir heißen Peter und Paul!“

In der Regel bekamen wir daraufhin zu hören:

„Peter und Paul, der eine ist fleißig, der andre ist faul.“

Oh, dieser Spruch, den auch solche Menschen wie einen Refrain runtersagten, die uns überhaupt nicht kannten, die natürlich nicht wissen konnten, wie genau sie damit unsere Situation benannten und - verfestigten!

*

Die Nachkriegsjahre waren äußerst hart. Ein Elternteil war jetzt ständig auf Hamsterfahrt, um mit einer solchen Köstlichkeit wie etwa Speck zurückzukehren. Irgendwann hatte sich viel ranziges Fett angesammelt, und mein Vater kochte es mit verdünnter Natronlauge in einem großen Einkochkessel zu Seife. Die Ätznatronplätzchen lagen in einer Weithals-Chemikalienflasche mit dem wunderschönen Etikett

NaOH
Natriumhydroxyd
chemisch rein

Verschlossen war die Flasche mit einem paraffingetränkten Korkstopfen. Oft stand ich im Keller und schaute mir die weißen Plätzchen an, von denen mein Vater gesagt hatte, daß davon die Hornhaut der Augen blind werden könne. Der Begriff jedoch, um den es in diesem Buch geht, dieses Wort, das mein Leben beherrschen würde, war noch nicht gefallen. Ein paar Jahre sollten noch vergehen, bis ich es zum ersten Mal hören würde:

CHEMIE

In den Nachkriegsjahren lernte ich aber schon auf andere Weise die wichtigsten Vorgänge in der Chemie, Feuer und Oxidation, kennen. Meine Eltern verkauften damals für einen Düsseldorfer Fabrikanten eiserne Wagenreifen und Jauchepumpen. Die Mutter hatte das Glück, bei einem Bauern in Ostfriesland als Aushilfe arbeiten zu können. Sie tauschte in der Umgebung Wagenreifen gegen Speck ein.

Zum Bauernhaus gehörte eine Schmiede. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich, gleich nach unserer Ankunft, ein Schmiedefeuer. Wenn es, von Torfstücken unterhalten, nur glimmt, wirkt es so schwach, daß man nicht einmal versuchen möchte, darüber Wasser zu erhitzen. Wird jedoch der Blasebalg bedient, wird das Feuer heller und heller, schließlich weiß und so heiß, daß man die Augen schließen muß. Ich war fasziniert, als ich diesen Vorgang erstmals beobachtete und zuschaute, wie ein Geselle ein Hufeisen in wenigen Minuten hellrot erhitzte, es mit einer langen eisernen Zange ergriff und auf dem Amboß mit ein paar gezielten Schlägen bearbeitete. Anschließend wurde das Eisen in Wasser getaucht. Der Schmied erklärte mir, daß sich jetzt Eisen in Stahl umwandle. Ich kannte ja die Geschichten von den Helden mit den unüberwindbar

scharfen Schwertern. Davon hatte ich in meinen Büchern mit den deutschen Heldensagen oft gelesen, von Schwertern, die so scharf waren, daß sogar, wie durch Zauber, Wolle in einem Fluß bei der bloßen Berührung mit dem Schwert geteilt wurde. Kein Wunder also, daß ich kaum mehr aus der Schmiede zu locken war.

Jetzt sah ich zum ersten Mal, wie die meterlangen Stabeisen in brennendem Torf nach Stunden so weich wurden, daß eine Walze daraus ringförmige Wageneisen formen konnte und hölzerne Räder damit ummantelt wurden. Bei all dem, was ich vom Schmied lernte, war meine liebste Tätigkeit, den Blasebalg zu bedienen, jenes Gerät, mit dessen Erfindung einst der Mensch die Steinzeit überwand, mit dessen Gebrauch die Eisenzeit im Norden begann und in Vorderasien die Bronzezeit.

Noch ein Erlebnis beeindruckte die Stadtjungen. Im Stall entdeckten wir eine große Sau mit ihren kleinen Ferkeln, darunter das entzückendste, ein schwarzes Schweinchen. Die Schweine fraßen alles: Milch und Kleie, Papier, Bohnengestrüpp, den eigenen Kot - und verwandelten dieses seltsame Gemisch in Speck. Ich dachte darüber nach, wie denn ein Schwein das Fett herstellt, aus dem der Vater wiederum Glycerin und Seife machen konnte.

Zum Abschluß unseres Aufenthaltes in Ostfriesland nahm uns die Mutter für einige Tage mit nach Norderney. Das Übersetzen mit der Fähre in der Dämmerung hat keine besondere Erinnerung hinterlassen. Aber tags darauf sah ich bei blauem Himmel zum ersten Mal den Nordseestrand und die Brandung.

Ich war seltsam berührt von dieser Schönheit. Ich lernte die Begriffe Ebbe und Flut, Springflut und Nippflut kennen und erfuhr, daß die Gezeiten vom Stand des

Mondes abhängen, und dachte darüber nach, wie der Mond das denn anstellt.

Auf der Insel hing an fast allen Hotels ein Schild: „Ein Ei fünf Mark“. Ganz erstaunt fragte ich die Mutter, wieso es denn hier so viele Eier gebe, und bekam die Erklärung, die Bauern hätten genug Nahrungsmittel, genug Eier, nur keine Lust, zu den staatlich festgesetzten Preisen zu liefern. Mutter erzählte von der Inflation nach dem ersten Weltkrieg, wie sie oft in der Metzgerei Millionen und Milliarden gezählt habe.

„Wenn ein Ei fünf Mark kostet“, sagte sie, „wird es bald wieder eine Inflation geben.“

Mein Bruder sagte nichts. Sein Interesse für Millionen war, wohl aus Mangel an mathematischem Interesse, noch nicht geweckt.

¹ Lateinisch: der Kleine.

Kapitel 2

Der Chemiebaukasten

Meine Mutter, Herta Plichta, war das vierte und jüngste Kind von Karl und Emiline Koch, die in Remscheid in der Patenbergstraße eine Metzgerei besaßen. Ihr Bruder war in der ersten Woche des Ersten Weltkrieges von einer Granate zerrissen worden, die älteste Schwester hatte nach Amsterdam geheiratet, die andere gegen den Willen der Eltern den Karl Lenz geehelicht, eben keinen Metzgergesellen, sondern einen Arbeiter, der in einem Stahlwerk seinem „grobe[n] Beruf“ nachging. Er war einer der ganz wenigen aufrichtigen und feinen Menschen, denen ich im Leben begegnet bin.

Entgegen der ganzen Hoffnung der Kochs, ihr Geschäft der Herta weiterzuvererben und damit nicht verkaufen zu müssen, hatte diese sehr hochgestochene Pläne. Daß sie nur Volksschulbildung besaß, hat sie stets bekümmert, und bis heute, bis ins hohe Alter, beschäftigt sie die Frage, was alles erreichbar gewesen wäre, hätte sie nur das Lyzeum besuchen können. Sie war in einem Arbeiterviertel aufgewachsen, in dem die hochdeutsche Sprache völlig unüblich war. Normalerweise wäre ihr der Weg in die „feine Gesellschaft“ verschlossen geblieben. Aber ihr Abschlußzeugnis zeigt von oben bis unten die Note „gut“. Sie war ein hübsches Mädchen, von stolzer Art, und so beschloß sie, als sie auf der Remscheider Kirmes dem Paul Plichta begegnete: „Diesen oder keinen!“ Da war wohl

nicht nur ausschlaggebend, daß dieser junge Mann so gut aussah, sondern auch, daß er studierte. Das war's, was meine Mutter erhofft hatte, einen studierten Mann! - wobei ihr nicht bekannt war, daß mein Vater als Student einer Ingenieurschule später nicht zu den Akademikern zählen würde.

Ihre Eltern waren beide in einem Waisenhaus großgeworden, beide arbeiteten, nach heutigen Maßstäben, von der Kindheit bis ins Alter ungewöhnlich hart. Karl Koch war nach dem tödlichen Unfall der Eltern ins Waisenhaus gekommen, sein einziger Bruder, der schon neunzehnjährige Wilhelm, mit einer Geige unter dem Arm nach Amerika ausgewandert. Die Eltern hatten ein Fuhrunternehmen gehabt und müssen wohlhabend gewesen sein, doch es hieß, noch vor der Beerdigung hätte die Verwandtschaft die Wertsachen und Möbel aus dem Hause getragen. Der Wilhelm spielte so wundervoll Geige, daß die Menschen gesagt haben, er sei zu schade für Remscheid, und tatsächlich wurde er erster Geiger des Philharmonischen Orchesters von New York. Aus dieser gesellschaftlichen Position heraus war es ihm möglich, die Erbin eines Bierbraukonzerns aus Philadelphia zu heiraten. Als er zum ersten Mal mit Chauffeur und Cadillac in seine Heimatstadt zurückkehrte, hatte sich sein Bruder Karl als Metzgermeister ein eigenes Geschäft erarbeitet. Der hatte das Kämpfen gelernt im Waisenhaus, und stolz schilderte meine Mutter, daß er wie ein Held mit zwei Schlachterbeilen in der Eingangstür der Metzgerei gestanden hat, als 1919 die Kommunisten und die Spartakisten plündernd durch die Straße zogen. Der konnte brüllen, daß das Haus wackelte. Aber ansonsten, hieß es, sei er ein herzensguter Mensch gewesen.

Wilhelm Koch kam bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges jedes Jahr mit seiner Frau, unserer Tante

Linda, nach Remscheid. Aber nie, so erzählte meine Mutter, habe er sein schlechtes Gewissen überwunden, den kleinen Bruder alleine in einem Waisenhaus zurückgelassen zu haben. Er war, nach seinen eigenen Worten, so reich, daß er sein Geld nicht zählen konnte. Da seine Ehe kinderlos blieb, galt er bis in meine Jugend als der reiche Onkel aus Amerika, auf dessen Erbe meine Eltern insgeheim jahrelang hofften, und oft wurde von dem Füllhorn gesprochen, das eines Tages über den Köpfen der Plichtas eine wahre Flut von Dollarscheinen ausschütten werde. Wegen dieser Geschichte der Einheirat bei den Multimillionären, die es in unserer Familie schon einmal gegeben hatte, fand ich es später ganz natürlich, daß mein Bruder Paul die Miterbin eines der größten europäischen Chemiekonzerne heiratete. Meine Eltern hingegen, die so viele Jahre an das Geld aus Amerika geglaubt hatten, das dann doch die Kirche erbte, reagierten auf die Vorstellung, daß ihr Söhnchen Paul als ein Nichts mit abgebrochenem Ingenieurstudium die Chemieerbin heiraten könnte, mit Unglauben: „Das schafft der nie, das wird nichts!“, genausowenig, wie aus der Erbschaft von Onkel Wilhelm etwas geworden war.

Mein Großvater väterlicherseits, Paul Plichta, war aus Danzig ausgewandert, hatte als Kalkulator bei den Mannesmann Röhrenwerken in Remscheid seine erste Anstellung gefunden und nach und nach die ganze Sippe in den Westen geholt. In Remscheid war der fleißige und angesehene Mann seiner späteren Frau, Anna Schmitz, begegnet, über deren Familie meine Eltern wenig Rühmliches verlauten ließen und deren Name gerade meinem Bruder noch in den Ohren klingen mag. Denn jedesmal, wenn die Eltern Pauls schlechte Schulleistungen mit schlimmen Prügeln bestrafte, betonten sie, sie müßten eben alles tun, damit aus ihm nur ja kein Schmitz werde.

Ich aber wurde im Anschluß an diese Exzesse mit der aufmunternden Begründung verhauen, es sei wichtig, zu verhindern, daß aus mir ein „Großkotz“ werde. Und das, obwohl meine Mutter mir empört erzählte, wie ungewöhnlich hart mein Vater selbst in seiner Jugend bestraft worden sei.

Mein Vater war kein guter Schüler gewesen, hatte jedoch die mittlere Reife geschafft und ein Ingenieurpraktikum absolviert. Das anschließende Maschinenbaustudium schloß er mit der Gesamtnote „gut“ ab, was ihm ermöglicht hätte, ohne Abitur die Technische Hochschule zu besuchen. Wahrscheinlich ging er aus Mangel an „Großkotzigkeit“ dieses Wagnis erst gar nicht ein. Er nahm lieber eine sechsjährige Arbeitslosigkeit während der schwierigen Wirtschaftslage Ende der zwanziger Jahre in Kauf.

Da hat er sein Leben lang auf die Herren Akademiker geschimpft und hatte die Chance, selber einer zu werden. Das Studium jedenfalls hätte sein Vater ihm bezahlt. Als meiner bereits hochbetagten Mutter in einem Gespräch diese Situation erstmals klar wurde, war sie zutiefst erbost. Da hatte ihr Verlobter - statt zu studieren! - sechs Jahre lang Billard gespielt. Die Hochzeit mußte lange genug hinausgeschoben werden. Und ihr war der so ersehnte „echte“ Akademiker vorenthalten worden. Im Leben meines Vaters hat es von „total unfähigen Vorgesetzten“ gewimmelt, die aber eben Akademiker waren und das Sagen hatten. Zur Rechtfertigung meines Vaters sei gesagt, daß er wirklich über ein großes Spektrum theoretischer und handwerklicher Fähigkeiten verfügte und schließlich zwölf erteilte Patente besaß. Was ihm wirklich gefehlt hat, sind Mut und Weitblick.

*

Als der Zweite Weltkrieg beendet war, war mein Vater wieder arbeitslos, diesmal, weil er in der Waffenindustrie tätig gewesen war. Die Verhältnisse der Plichtas wurden vor der Währungsreform ein wenig verbessert durch die Care-Pakete von Tante Linda aus Amerika. Onkel Wilhelm lebte schon nicht mehr. Mit diesen Care-Paketen ist eine Begebenheit verknüpft, bei der ich zum ersten Mal durch meine Beobachtungsgabe auffiel.

Die Anzahl der Care-Pakete hatte rapide abgenommen. In ihren Briefen hatte Tante Linda sich wiederholt beklagt, die Dankbarkeitsbezeugungen träfen so spärlich ein. Meine Mutter war schon ganz verzweifelt, daß ihre Schwestern soviel reichlicher bedacht wurden als sie. Da mußten Pakete auf mysteriöse Weise verschwunden sein, und in unserer Familie verging kaum ein Tag, an dem nicht gerätselt wurde, was da wohl los sei. Mir war aufgefallen, daß unser Dienstmädchen jetzt immer den Briefkasten eifrigst leerte und daß zum Empfang eines Care-Paketes die Benachrichtigung der Post und der Personalausweis der Mutter vorgelegt werden mußten. Diesen Ausweis verwahrte die Mutter in einem Kasten auf dem Schreibtisch.

Während eines Besuches im Elternhaus unseres Dienstmädchens kam mir eine Idee. Ich schlüpfte in einem unbeobachteten Moment ins Schlafzimmer der fremden Leute. Paul stand Wache an der Tür.

„Paul, schau mal!“ rief ich aufgeregt beim Öffnen der großen Türen des Schlafzimmerschranks.

Vor unseren Augen stapelte sich ein ganzes Warenlager amerikanischer Konserven. Wir schlossen flugs die Schranktüren, und ich erzählte zu Hause den Eltern von meiner Entdeckung. Sie aber wollten des Rätsels Lösung kaum glauben und waren zu feige, die Ware zurückzufordern.

Solche Care-Pakete enthielten Herrlichkeiten, die uns Jungen bislang gänzlich unbekannt waren: glänzend lackierte Dosen, gefüllt mit Kaffeebohnen, schneeweißem Schmalz oder Eipulver, Kartons mit Rosinen oder Süßigkeiten. Paul und ich waren unterernährt. Zusätzlich bestand der Verdacht auf Tuberkulose. Aus diesem Grund wurden wir in den Sommerferien in ein Kinderheim auf Norderney verschickt und litten furchtbar unter Heimweh und Hunger. Woche um Woche mußten wir immer wieder die gleichen Spazierwege durch die Kiefernwälder der Nordseeinsel zurücklegen. Das Seeklima am Strand, hieß es, sei ungesund. Die Dünen und das Meer haben wir nur einmal gesehen. Alle Kinder hatten an diesem Tag eine Badehose anzuziehen und bekamen von den Schwestern Kinderspaten in die Hände gedrückt. So bewaffnet, ging es zum Strand, damit ein Fotograf eine Aufnahme machen konnte. Die Schwestern waren froh, sich nicht öfter mit ihren Trachten am Strand aufhalten zu müssen.

Als Paul und ich wieder nach Hause kamen, sahen wir so blaß aus, daß unsere Eltern befürchteten, die Erkrankung habe sich verschlimmert. Mein Bruder bekam noch eine Gelbsucht, und darum beneidete ich ihn von Herzen. Denn aus dem weißen amerikanischen Mehl wurden beim Bäcker wunderschöne Weißbrote gebacken und die Scheiben dick mit Leberpastete beschmiert. Paul saß nun im Bett und bewachte diese Köstlichkeiten - so wie später seine Millionen.

Meinem Vater bot sich 1947 die Gelegenheit, in Düsseldorf Fuhrparkdirektor zu werden. Nur war es diesmal unumgänglich, in die Partei, die SPD, einzutreten. Mein Vater verachtete Sozialdemokraten und überhaupt alle politischen Parteien. Er war ein unpolitischer Mensch und beobachtete voller Empörung den Neuaufbau

Deutschlands durch Männer, die ihre Parteibücher schneller gewechselt hatten als ihre Hemdkragen.

Am Tag seines Vorstellungsgespräches beim Oberstadtdirektor verschwand er im Bett. Er wäre dort vor Angst wohl noch gestorben, hätte nicht meine Mutter die Reise nach Düsseldorf angetreten, um mit ihrem kühnen Blick den Oberstadtdirektor zu den Worten zu verleiten:

„Wenn Sie die Frau des Herrn Plichta sind, erhält Ihr Mann die Stelle.“

So wurde mein Vater Beamter und Direktor.

In Hülle und Fülle gab es mit dem Tag der Währungsreform wieder Lebensmittel. Nur leider mußte damit auch gleich das erste Experiment meines Vaters, nämlich Schweine mit Müllabfällen aufzuziehen, eingestellt werden. Für Schweine, die mit Abfällen gemästet waren, interessierte sich niemand mehr.

*

Am 21. Juni 1948 saßen wir alle am Küchentisch. Mein Vater zählte das neue Geld, von dem jedem von uns vierzig Deutsche Mark ausgezahlt worden waren. Es hieß, an diesem Tage seien alle Deutschen gleich arm bzw. reich gewesen. Da die Aktionäre ebenso wie die Grundbesitzer die vierzig Mark zusätzlich erhielten, begann der wirtschaftliche Aufstieg der neuen Demokratie mit einem Volksbetrug. Das Geld lag auf dem Tisch. Wir betrachteten die druckfrischen Noten voller Ehrfurcht. Paul und ich erhielten je zwei Mark, die der Vater, einer der sparsamsten und geizigsten Menschen überhaupt, uns mit tiefstem Blick überreichte. Ihm muß wohl ein Festgeldkonto mit einhundertjähriger Laufzeit vorgeschwebt haben, anders ist die Tragödie, die sich noch am gleichen Tage abspielte, nicht zu verstehen.

Ich hatte mit meinem Schatz in der Tasche das Haus verlassen und als stolzer potentieller Käufer die Ohligser Kaufhalle betreten. Bis zu diesem Tag kannte ich nur Geschäfte, in denen überhaupt nichts feilgeboten wurde, oder vor denen die Menschen Schlange stehen mußten, wenn es wirklich einmal etwas zu kaufen gegeben hatte. Jetzt hingegen quoll das ganze Kaufhaus über von mir unbekanntem Waren. Nach nicht zu langem Überlegen entschied ich mich für eine Motorradbrille aus Zelluloid und sah, daß mich Paul just in dem Augenblick beobachtete, als ich, stolzer Eigentümer dieses kostbaren Besitzes, die Plastikbrille in die Hosentasche steckte, in der jetzt natürlich die zwei Mark fehlten. Ich ahnte Schlimmes.

Zu Hause standen sie dann auch schon bereit, der Vater, die Mutter, die Großmutter und der Paul, alle mit toderntesten Mienen, als sei etwas Ungeheuerliches geschehen. Ich wurde wie ein Delinquent zum Küchenofen geführt, Vater riß mir die Brille aus der Hosentasche, die Ofentür wurde aufgerissen und zisch! - mit einer hellen Stichflamme verschwand meine schöne Brille.

Damit waren die Rollen verteilt. Für mich war Geld von nun an bloß bedrucktes Papier, das nur dann einen Sinn hat, wenn man es ausgibt. Mein Bruder dagegen wurde von diesem Tag an der allerremsigste Sparer.

Da ich in der Schule so gut stand, hieß es bald in der Verwandtschaft, der Peter werde einmal Gelehrter, wenn nicht gar Professor. Zum Ausgleich hieß es von Paul, er werde sehr reich. Unseren verschiedenartigen Veranlagungen begegneten die Eltern mit völliger Hilflosigkeit, der Vater, indem er niemals auch nur nach dem Unterrichtsstoff fragte, die Mutter mit einem an Besessenheit grenzenden Interesse für Schulaufgaben und Noten. Die Vorstellung, daß die Asymmetrie der zweieiigen Zwillinge ganz natürlich erklärt werden kann, war den